

DER HÜTTENBETRIEB

WERKSZEITUNG
FÜR DEN
HÜTTENBETRIEB MEIDERICH

VEREINIGTE STAHLWERKE AKTIENGESellschaft

H Z XI

Der Inlandsmarkt — das Rückgrat der deutschen Wirtschaft

Aus dem Geschäftsbericht der Vereinigten Stahlwerke

Vor kurzer Zeit ist der Bericht über das sechste Geschäftsjahr der Vereinigten Stahlwerke in der Presse veröffentlicht worden. Der Rahmen unserer Werkszeitungen verbietet es leider, den gesamten Bericht, der wiederum 30 Seiten und einen größeren Anhang statistischen Materials umfaßt, wiederzugeben. Wir müssen uns daher, wie in den Vorjahren, darauf beschränken, das für unsere Werksangehörigen am meisten Wissenswerteste hier zum Abdruck zu bringen.

Der Vorstand nimmt zu der wirtschaftlichen Lage folgendermaßen Stellung: „Der Abschluß unseres am 30. September 1931 beendeten sechsten

Erlösen beruht in Verbindung mit der untragbaren Tributlast die deutsche Finanz- und Wirtschaftskrise.

Geschäftsjahres fällt in die Zeit eines wirtschaftlichen Tiefstandes ohnegleichen. Mit nicht zu überbietender Deutlichkeit zeigen sich die Wirkungen der Tributverpflichtungen, durch die nicht nur Deutschland, sondern das Wirtschaftssystem der ganzen Welt vom Zusammenbruch bedroht ist. Daß die am stärksten betroffene deutsche Wirtschaft dem Ansturm dieser furchtbaren Krise bisher nicht völlig unterlegen ist, verdankt sie im wesentlichen ihrem gesunden Unterbau, dessen Erhaltung und Festigung das Hauptziel der deutschen Wirtschaftspolitik sein sollte.

Eine Untersuchung der besonderen Gründe der deutschen Krise zeigt, daß die Selbstkosten der deutschen Wirtschaft durch die Bindung auf der Lohn- und Gehaltsseite und die immer zunehmende Belastung durch Steuern und Sozialpolitik dauernd gestiegen sind. Auf der anderen Seite sind die Erlöse insbesondere für die deutschen Exportwaren ganz außerordentlich gesunken; zu gleicher Zeit ist die Aufnahmefähigkeit des Auslandes immer geringer geworden. Trotzdem mußten wir die Ausfuhr dauernd hochhalten und sogar noch zu steigern versuchen, um unsere Werke wenigstens einigermaßen beschäftigen zu können. In Verbindung mit dem Zusammenschrumpfen des Inlandsmarktes hat sich dann für fast alle Eisen- und Stahlerzeugnisse ein Preisniveau herausgebildet, das sämtlichen Werken große Verluste bringt. So ist z. B. der Gesamtdurchschnittserlös für Stabeisen im Verlauf des letzten Geschäftsjahres gegenüber dem Vorjahr um fast 40 Prozent — seitdem übrigens noch wesentlich tiefer — gesunken. Auf dem Mißverhältnis zwischen Selbstkosten und

Beide zusammen aber haben schließlich dahin gewirkt, daß heute mehr als 6 Millionen Menschen arbeitslos sind. Gleichzeitig haben sich die Dinge so entwickelt, wie jeder Einsichtige voraussehen mußte. Unter den Auswirkungen der Krise haben gerade die Schichten — Arbeiter und Angestellte — mit am meisten zu leiden, deren Einkommen sich infolge Erwerbslosigkeit, Kurzarbeit und überhöhter Belastung mit Sozialabgaben in einem Maße verringert hat, wie es bei vernünftiger Gestaltung der Wirtschaftspolitik niemals der Fall gewesen wäre. Sie müssen heute von dem immer weiter zusammenschrumpfenden Kreis der noch in Arbeit Stehenden mit unterhalten werden.

Ursache und Wirkung auseinanderzuhalten, ist in Krisenzeiten nicht immer einfach. Das eine steht jedenfalls fest, daß die uns aufgezwungene Verlustwirtschaft der deutschen Produktionsbetriebe und die dadurch hervorgerufene Vernichtung der Kaufkraft der Ursprung der Arbeitslosigkeit gewesen sind. Diese wird darum auch dann erst eine rückläufige Bewegung annehmen, wenn die Werke wieder in die Lage versetzt werden, aus ihren Betriebsgewinnen die notwendigen Ergänzungen und Erneuerungen vorzunehmen. Heute fehlen bereits die Mittel, die erforderlich sind, um die Betriebe in Ordnung

und technisch auf der Höhe zu halten. Derartige technisch bedingte Investitionen sind aber auch in Zeiten, in denen man nicht an Produktions-erweiterungen denken kann, unerlässlich. Diesem Ziele der technischen Ver-



Oster-Stilleben

Aufnahme von
H. Liebetrau

vollkommenheit und Verbesserung haben die Investitionen der deutschen Kohlen- und Eisenindustrie innerhalb der letzten Jahre fast restlos gedient, nicht einer Produktionsausweitung, wie sie im Gegensatz zu Deutschland in den Grundstoffindustrien der meisten anderen Länder im Laufe des letzten Jahrzehntes in weitgehendem Umfange vorgenommen wurde. Die Entziehung der Betriebsmittel der Unternehmungen durch die Ansprüche der öffentlichen Hand und durch die Zahlungen für Tribute hat ein Ausmaß angenommen, das die ganze Wirtschaft des Landes lahmzulegen droht. Dazu kommt die vollständige Stöckung der Kreditzufuhr, die durch Rückforderungen des Auslandes verschärft wird. Schätzungsweise sind im Laufe des letzten Jahres allein die Abzüge des Auslandes auf 5 bis 6 Milliarden zu beziffern — eine Summe, die durch die Erweiterung der Inlandskredite in keiner Weise ersetzt werden konnte. So haben denn diese Erscheinungen einen Erstarrungsprozeß herbeigeführt, dem schließlich alles zum Opfer fallen muß.

Steinkohlenbergbau und Eisenindustrie wurden naturgemäß als Schlüsselindustrien von dem Niedergang der Produktion mit am stärksten betroffen. Mit 6,8 Mill. Tonnen Monatsförderung war der Ruhrbergbau bei Abschluß des Geschäftsjahres auf dem Stande des Jahres 1909/10 angelangt. Die Beschäftigung der Eisen- und Stahlbetriebe litt ebenfalls unter ständigem Auftragsmangel, der nach nur vorübergehender leichter Besserung während einiger Sommermonate infolge Auslandsbestellungen im letzten Viertel des Berichtsjahres weitere wesentliche Produktions-einschränkungen erforderlich machte.

In einem besonderen Teil über die Betriebs- und Marktlage zeigt der Bericht an Hand umfangreicher statistischer Materials, in welcher Weise auch unsere Bergbau-, Hütten- und Rohstoffbetriebe sowie unsere Handelsunternehmungen von den Auswirkungen der Wirtschaftskrise betroffen wurden. Diese Ziffern sind unsern Lesern aus den regelmäßig in den Werkszeitungen zum Abdruck gebrachten Vierteljahresberichten der Gesellschaft bekannt.

Als anteiliger Betrag vom Umsatz der Produktions- und Handelsunternehmungen, an denen wir beteiligt sind, entfällt im verfloßenen Geschäftsjahr auf uns ein Umsatz von rund 771 Mill. RM. Zu dieser Produktions- und Absatzlage nimmt der Bericht folgendermaßen Stellung:

„Das Absinken von Erzeugung und Umsatz in Verbindung mit einer geradezu katastrophalen Erlösminderung für alle Produkte wirkte sich auf das finanzielle Ergebnis unseres sechsten Geschäftsjahres entsprechend ungünstig aus. Wir waren zwar in der Lage, aus dem erzielten Gesamtüberschuß nach Berücksichtigung der Zinsen, Steuern und sozialen Aufwendungen auch einen Teil der Abschreibungen zu bestreiten, müssen jedoch den verbleibenden Rest von 22 418 000 RM. als Verlust ausweisen.“

Wir haben seit Jahren immer wieder mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß nur durch eine scharfe Senkung aller Kosten und Lasten eine Belebung der Eisen- und Kohlenindustrie wie überhaupt der gesamten deutschen Wirtschaft herbeigeführt werden könne. Leider hat sich diese Erkenntnis zu spät und dann sowohl hinsichtlich der öffentlichen Lasten als auch in bezug auf die Personal- und sonstigen Kosten nur unzureichend durchgesetzt. So war auch im Berichtsjahr beispielsweise in unserem Steinkohlenbergbau trotz sechszehntiger Lohnsenkung ab 1. Januar 1931 eine weitere Steigerung der Arbeitskosten, insbesondere der sozialen Aufwendungen, je Schicht zu verzeichnen. Gleichzeitig fiel der Erlös aus dem Sondierabsatz für die Tonne Ruhrkohle um durchschnittlich 2 RM. In der Walzeisenherzeugung entwickelten sich Kosten und Preise ebenfalls entgegengesetzt. Der im Juli im Bezirk von Arbeitnordwest gefällte Lohnschießspruch brachte uns während des Berichtsjahres eine einmalige Lohnsenkung ab 1. August 1931 von 4 Prozent der Lohnsumme. Demgegenüber fielen die Erlöse für alle Walzeisenprodukte unaufhaltsam ab. — Die Starrheit der Steuer- und sonstigen Belastungen in der Zeit des wirtschaftlichen Niederganges der letzten Jahre kommt ferner besonders deutlich darin zum Ausdruck, daß unser Fremdumsatz, das Spiegelbild der Gesamtbeschäftigung, gegenüber dem bisherigen besten Produktionsmonat im Jahre 1929 bis zum Januar d. J. um 73,5 Prozent abgesunken ist, während beispielsweise die Steuerleistungen nur einen Rückgang von 21 Prozent aufweisen.

Bei dieser Sachlage war ein rentables Arbeiten der Eisen- und Kohlenindustrie nicht mehr möglich. Gleich allen anderen Unternehmungen mußte sich auch unsere Gesellschaft gegen Ende des Berichtsjahres zu weiterer Drosselung der Produktion entschließen. Der allgemeine wirtschaftliche Niedergang machte im Geschäftsjahr 1930/31 auch bei unserer Gesellschaft in noch stärkerem Umfange als im Vorjahr Entlassungen von Arbeitern und Angestellten erforderlich.

Die Entwicklung der Belegschaftszahlen unserer Betriebe zeigte im Berichtsjahr folgendes Bild:

				Davon Steinkohlenbergbau			
Stand	Arbeiter	Angestellte	Zuf.	Arbeiter	Angestellte	Zuf.	
30. 9. 30:	134 708	16 359	151 067	65 244	4 916	70 160	
31. 12. 30:	120 954	15 854	136 808	57 314	4 792	62 106	
31. 3. 31:	105 078	14 858	119 936	50 915	4 561	55 476	
30. 6. 31:	102 924	14 042	116 966	47 755	4 331	52 086	
30. 9. 31:	97 090	13 648	110 738	44 808	4 196	49 004	

Die Gesamtzahl unserer Arbeiter- und Angestelltenchaft verminderte sich bis zum Schluß des Geschäftsjahres um rund vierzigtausend Werksangehörige. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß mit Hilfe von Feierschichten und Kurzarbeit das ganze Jahr hindurch eine wesentlich größere Belegschaft in Arbeit gehalten wurde als der geringen Beschäftigung der Werke entsprach. Bei Verzicht auf diese sehr kostspieligen Maßnahmen hätten wir in unseren Bergbau- und Hüttenbetrieben im Durchschnitt des Geschäftsjahres insgesamt noch weitere fünfzehntausend Leute zur Entlassung bringen müssen.

In der Lohnfrage bringt der Bericht außer dem bereits oben angeführten folgendes:

„Der von uns für Lohn- und Gehaltszahlungen aufgewendete Betrag weist infolge des erheblichen Rückganges unserer Belegschaft und der Zunahme der Feierschichten wie auch inzwischen durchgeführter Lohn- und Gehaltsenkungen eine Ermäßigung um 161 Mill. RM., oder 34 Prozent auf.“

Die Lohn- und Gehaltsaufwendungen betrugen:

Im fünften Geschäftsjahr 1929/30: 473 000 000 RM.

Im sechsten Geschäftsjahr 1930/31: 312 000 000 RM.

Das durchschnittliche Jahreseinkommen sämtlicher Arbeiter der Vereinigten Stahlwerke belief sich auf 2185 RM., gegenüber 2436 RM. im Geschäftsjahr 1929/30. Die Verminderung um rund zehn Prozent ist neben den inzwischen durchgeführten Tariffenkungen auf den Lohnausfall infolge vermehrter Feierschichten zurückzuführen.

Unsere gesetzlichen sozialen Aufwendungen verringerten sich im Hinblick auf den Rückgang der Lohn- und Gehaltssummen wie folgt:

Im fünften Geschäftsjahr 1929/30: 48 404 900 RM.

Im sechsten Geschäftsjahr 1930/31: 39 737 922 RM.

Zufolge der am 6. Oktober 1930 eingetretenen Steigerung des Arbeitgeberanteils an der Arbeitslosenversicherung von 2,25 auf 3,25 Prozent sowie der zunehmenden Belastung mit Beiträgen für die Unfall-Versicherungsgenossenschaft bei sinkender Belegschaftsziffer erhöhten sich jedoch unsere gesetzlichen Sozialabgaben je Kopf (Arbeiter und Angestellte) von 270,78 RM. auf 312,66 RM. im abgelaufenen Geschäftsjahr, d. h. um 15,5 Prozent.

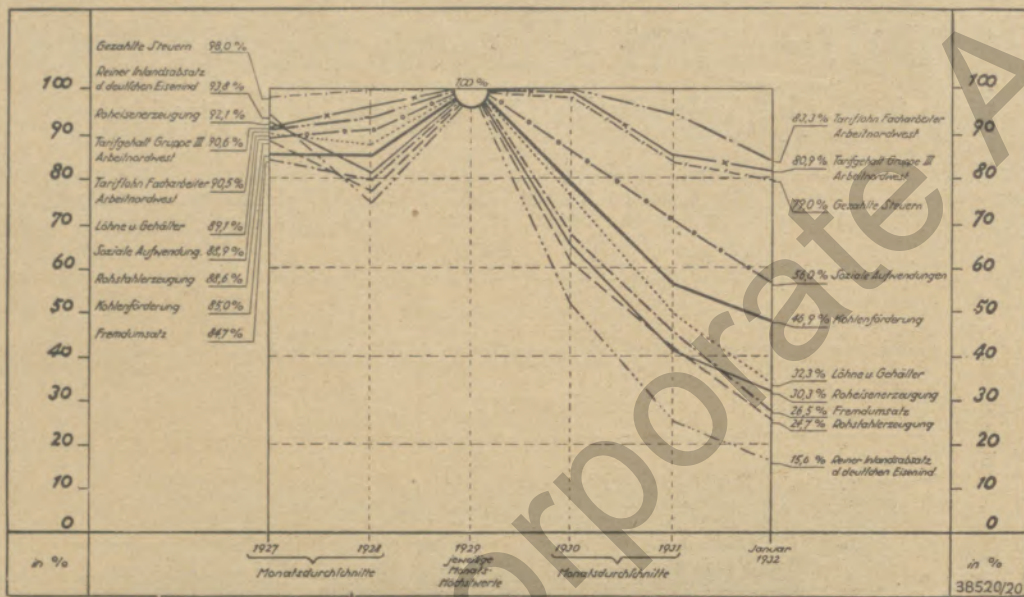
Unsere freiwilligen sozialen Leistungen haben wir angesichts der allgemeinen Not in vielen Fällen erhöht. Sie betrugen 6 807 732 RM. gegenüber 6 333 477 RM. im Vorjahr. Die gesamten Aufwendungen für soziale Leistungen stellten sich mithin auf 46 545 654 RM.

Die auf dem Gebiet des Unfallwesens getroffenen Einrichtungen haben zu einem weiteren Rückgang der Unfälle geführt. So kamen in unseren Hüttenbetrieben im Berichtsjahr auf 100 000 verfahrenene Stunden 3,92 Unfälle gegenüber 5,45 im Vorjahr. Auch im Bergbau ist eine beträchtliche Verminderung der Unfallziffern, und zwar von 51 auf 43, auf 100 000 Tonnen Förderung berechnet, zu verzeichnen.

Ueber die Gestaltung der deutschen Wirtschaftspolitik sagt der Bericht:

„Kennzeichnend für die Gestaltung der Absatzlage der deutschen Eisen- und Kohlenindustrie ist die unverhältnismäßig starke Einschränkung des inländischen Bedarfs. Seit der Zeit unserer besten Beschäftigung im Jahre 1927/28 ist der deutsche Inlandsabsatz an Eisen- und Stahlerzeugnissen bis zum Abschluß des Berichtsjahres von mehr als 17 Millionen auf noch nicht ganz 8 Millionen Tonnen, d. h. um mehr als 50 Prozent, gefallen. Dagegen hielt sich die Ausfuhr bis zum Jahre 1929/30 auf annähernd gleicher Höhe und erfuhr erst in unserem letzten Geschäftsjahr einen Rückgang um etwa 20 Prozent.“

Diese gegensätzliche Entwicklung von Ausfuhr und Inlandsabsatz kennzeichnet die „Hungerausfuhr“ unseres Landes; sie bestätigt andererseits aber auch, wie dringend notwendig die von uns stets geforderte Umstellung unserer Staats- und Wirtschaftspolitik im Sinne einer wirklich durchgreifenden Stärkung des Binnenmarktes ist. Kein Land wird auf die Dauer seine Ausfuhr aufrechterhalten können, wenn die Aufnahmefähigkeit des Inlandsmarktes, der das Rückgrat der heimischen Wirtschaft bildet, erlahmt. Eine wesentliche Vorbedingung hierfür ist die Wiederherstellung der Produktivität der deutschen Gütererzeugung in Landwirtschaft und Industrie. Nur wirklich rentabel arbeitende Betriebe können wieder in die Lage kommen, ihren jahrelang zurückgestellten Bedarf an Produktionsmitteln aller Art zu decken. Auf diese Weise wird zugleich tatsächliche „Kaufkraft“ geschaffen, welche die Grundlage jeder gesunden Wirtschaft ist.



Produktion, Umsatz, Löhne, soziale Aufwendungen, Steuern — Prozentuale Entwicklung gegenüber dem bisher besten Monat

„Hermann und Dorothea“

Nicht nur die hundertste Jahreswiederkehr des Todestages von Johann Wolfgang v. Goethe veranlaßt uns, den großen Dichter mit dem Abdruck eines seiner Werke zu ehren — was bedeutete das schon zum Ruhme seines Namens! —, es ist die Dichtung selbst, die wir mit zum Schönsten zählen, was deutscher Geist in deutscher Sprache geformt hat.

Uns blühen keine sorglosen Freuden am Rande unserer Tage. Wir atmen in einer schweren Zeit. Da verlangen wir stärker, als man's in guten Tagen braucht, nach Kraft und Hilfe. Angehobene Reichtümer des deutschen Geistes harren unser, gefüllte Becher stehen bereit, uns zu erquicken.

Wenn man es recht bedenkt: Es gibt wohl heute kein zweites Kunstwerk in deutscher Sprache, das allen Kreisen des deutschen Volkes, hoch und nieder, arm und reich, alt und jung, so gleichmäßig zusagen muß, wie gerade „Hermann und Dorothea“. Keins, das allen besser verständlich wäre, keins, in dem jeder das kleine und das große Leben so klar im Spiegel sähe, keins, das gerade unserer Zeit besser entspricht. Uns von 1932 ist „Hermann und Dorothea“ ganz besonders gewidmet.

„Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten ...“

So heißt es in Goethes Dichtung von der Zeit, in der die Begebenheit spielt. Können wir für unsere Tage ein besseres Bild finden? Und sind sie nicht wie auf die Sklareks und manche anderen unserer Zeitgenossen gemünzt, die Worte:

„Und es praßten bei uns die Obern und raubten im Großen,

Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinsten die Kleinen.“

Hermanns Bekenntnis, das zum Schluß der Dichtung in prachtvollen Worten erklingt:

„Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,

Der vermehrt das Uebel und breitet es weiter und weiter;

Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich ...“

Wollen wir dies nicht zum Leitstern unserer Tage machen?

Freilich, die Dichtung ließt sich nicht wie ein kurzweilig geschriebener, spannender Roman, wie man ihn für ein paar Groschen heute kauft und den jung und alt verschlingt. Schon die Versform, die Goethe wählte, das Versmaß der griechischen Dichtung, das man den Hexameter, den „Sechsfuß“ nennt, mag manchem zunächst fremd vorkommen. Aber gerade diese ebenmäßige Sprachform zwingt zur Besonnenheit, zur Klarheit, zur Abwehr alles Hastigen und Lauten; sie führt von selbst zur ruhigen, wohl bemessenen Art und zu einer schlichten Größe. Lest die Gesänge einmal laut — wie schön ist das!

Manchem mag es auch seltsam erscheinen, daß Goethe seine Dichtung, die er in neun Gesängen zerlegt, nicht nur mit den Ueberschriften versteht, die jeder versteht: „Schicksal und Anteil“, „Hermann“, „Die Bürger“, „Mutter und Sohn“ usw., daß er vielmehr neben diesen Bezeichnungen, ja sogar vor sie, noch fremde Worte setzt: „Kalliope“, „Terpsichore“, „Thalia“, „Euterpe“ usw. Griechische Namen sind das, die Bezeichnungen für die neun Muses. Die Muses sind weibliche Gestalten der griechischen Götterlehre, Verkörperungen der Dichtung, des Gesanges, des Tanzes. Jeder Muse wird ein bestimmter Zweig dieser Künste zugeschrieben:

Kalliope ist die Muse der epischen, der erzählenden Dichtung,

Terpsichore die Muse des Tanzes,

Thalia die Muse des Lustspiels,

Euterpe die Muse der lyrischen Dichtung, d. h. des eigentlichen Stimmungsgebietes,

Polymnia die Muse des hymnischen Liedes, d. i. der Götter- und Heldenepiken,

Klio ist die Muse der Geschichte,

Erato die Muse des Liebesliedes,

Melpomene die Muse des Trauerspiels,

Urania die Muse der Sternkunde.

Nicht willkürlich hat Goethe die Namen der verschiedenen Muses



Goethes Wohnung im Botanischen Garten in Jena

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast — erwirb es, um es zu besitzen!

Goethe

Hermann und Dorothea

Dichtung in neun Gesängen von Johann Wolfgang von Goethe



58533/48

Kalliope / Schicksal und Anteil

„Gib' ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!

Ist doch die Stadt wie geleert! Wie ausgestorben! Nicht fünfzig, Deucht mir, blieben zurück von allen unsern Bewohnern. Was die Neugier nicht tut! So rennt und läuft nun ein jeder,

Um den traurigen Zug der armen Vertriebenen zu sehen. Bis zum Dammweg, welchen sie ziehn, ist's immer ein Stündchen,

Und da läuft man hinab, im heißen Staube des Mittags. Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend

Guter fliehender Menschen, die nun, mit geretteter Habe, Leider das überheimische Land, das schöne, verlassend, Zu uns herüberkommen und durch den glücklichen Winkel Dieses fruchtbaren Tals und seine Krümmungen wandern. Trefflich hast du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort Schicktest, mit altem Vinnen und etwas Essen und Trinken, Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen.

Was der Junge doch fährt! Und wie er bändigt die Penglste! Sehr gut nimmt das Kutschchen sich aus, das neue, bequemlich

Säßen viere darin und auf dem Bode der Kutscher. Diesmal fuhr er allein; wie rollt es leicht um die Ecke!“ So sprach, unter dem Tore des Hauses stehend am Markte, Wohlbehaglich zur Frau der Wirt zum Goldenen Löwen.

Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau: „Vater, nicht gerne verschenk' ich die abgetragene Leinwand, Denn sie ist zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,

Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne Manches bessere Stück an Überzügen und Hemden, Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nadend dahergehn.

Wirst du mir aber verzeihn? Denn auch dein Schrank ist geplündert.

Und besonders den Schlafrock mit indianischen Blumen, Von dem feinsten Kattun, mit feinem Flanelle gefüttert, Gab ich hin: er ist dünn und alt und ganz aus der Mode.“

Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirt und sagte: „Ungern vermiss' ich ihn doch, den alten lattunen Schlafrock,

Echt ostindischen Stoffs; so etwas kriegt man nicht wieder. Wohl! Ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann soll

Immer gehn im Surtout und in der Belesche sich zeigen, Immer gestiefelt sein; verbannt ist Pantoffel und Mütze.“

„Siehe!“ versetzte die Frau, „dort kommen schon einige wieder,

Die den Zug mit gesehen: er muß doch wohl schon vorbei sein. Seht, wie allen die Schuhe so staubig sind! Wie die Gesichter blähen! Und jeglicher führt das Schnupftuch und wischt sich den Schweiß ab.

Möcht' ich doch auch in der Hitze nach solchem Schauspiel so weit nicht

Rausen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten.“

über seine Gefänge geseht; immer ist eine Beziehung zwischen dem Inhalt des einzelnen Gesanges und der jeweilig führenden Muse gegeben.

Die Dichtung spielt in einem kleinen deutschen Städtchen am rechten Rheinufer. August 1794 oder 1795 ist es. Das Städtchen liegt in einem glücklichen Winkel, der vom Kriege und den Folgen der französischen Revolution verschont blieb. Ein warmer Sommertag liegt über der lieblichen Landschaft. Reicher Segen ist auf den Feldern herangewachsen, fruchtbare Hügel umsäumen die Stadt. Von fern erblickt man das Gebirge. Straßburg, Frankfurt und Mannheim sind die nächsten größeren Orte, deren Besuch durch Hermann der Vater wünscht. Nicht fern von jenen Orten läßt Goethe die Handlung spielen. Je tiefer der Friede, je reicher die Fruchtfülle, desto stärker ist der Gegensatz zu den Gegenden, die von den Kriegen, die an die französische Revolution sich anknüpften, heimgejagt wurden. 1792 begann mit dem Vormarsch der Oesterreicher und Preußen in Frankreich, dem „Champagnefeldzug“, an dem auch Goethe teilnahm, eine lange Reihe von Kriegsjahren, die erst mit Napoleons Sturz ihren Abschluß fanden. Im Herbst 1792 besetzten die Franzosen Landau, Speier, Worms, später auch Mainz. Viele Deutsche — das ist wieder in „Hermann und Dorothea“ im 6. Gesang am besten zu lesen — nahmen die Lehre von der Freiheit und Gleichheit mit Begeisterung auf, mußten aber erleben, wie die Menschen sich dieser neuen Freiheit unfähig und unwürdig zeigten, wie die Franzosen die von ihnen besetzten Gebiete wie erobertes Land behandelten, die Einwohner bedrückten und furchtbare Not verbreiteten. Viele flohen damals aus dem von den Franzosen besetzten Landstrich ins rechtsrheinische Deutschland. Scharen von Flüchtlingen mußten rechts des Rheines Unterschlupf und Hilfe suchen.

Im Zuge solcher Vertriebenen wandert auch Dorothea mit, aufs liebevollste bemüht um eine Wöchnerin, die sie auf der Flucht betreut. Hermann, von seiner Mutter zur Hilfe für die armen Vertriebenen ausgesandt, den Wagen mit mancherlei Schätzen beladen, begegnet ihr.

Wie sind sie uns vertraut, die Personen aus „Hermann und Dorothea“, echte Menschen deutscher Prägung, die es in andern Kleidern vor Hunderten von Jahren gab und die es hoffentlich in anderen Gewändern auch nach Hunderten von Jahren noch geben wird: Hermanns Eltern, der Wirt und die Wirtin vom „Löwen“. Der Vater, ein wenig schnell erregbar, dem des Sohnes bescheidene, einfache Art nicht immer recht ist, der mit seinem Hermann höher hinaus möchte, ihm ein reiches Mädchen zur Frau wünscht, der aber bei aller Poltrigkeit mit ein paar guten Worten leicht zu „nehmen“ ist. Da ist die Mutter voll Umsicht und beherrzter Tatkraft, die ihren Sohn so gut versteht und mit zartem Verständnis auf seine Art einzugehen weiß. Da ist der hochgemute Pfarrer, ein edler Mann, in Gottes Wort und menschlicher Weisheit gleichermaßen bewandert und belesen, ein Mensch, der an das Gute im Menschen glaubt und der sich auch vom Schlechten nicht enttäuschen läßt. Neben ihm der Apotheker, ein etwas egoistischer Junggeselle, der nur das Nächste bedenkt und leicht in kleinliches Mörgeln verfällt. Da sind sie endlich selbst: Hermann, der Sohn der Erde, von naturgebundener, schlichter Art, voll liebevoller Ehrfurcht vor seinen Eltern, ein bißchen scheu und unbeholfen im Kreise der leichter genießenden Altersgenossen. Neben ihm Dorothea, tapfer und klug, adelig an Seele und Leib, bezaubernd in ihrer herben und kraftvollen Lieblichkeit und schönen inneren Sicherheit.

Gemütlich beginnt das Gedicht von Hermann und Dorothea: Der Wirt und die Wirtin sitzen am sonnigen Nachmittag im Schatten ihres Hauses am stillen Markt der Kleinstadt, behaglich plaudernd. Großartig schließt die Dichtung: Vors weite Welttheater sind wir gerückt, die großen Ideen, um die die Menschheit kämpft, sind vor uns entrollt. Wir aber haben miterlebt, wie mitten im Zeitensturm ein menschliches Band ge-

knüpft wurde, wie das Dauernde und Beständige den Sieg davontrug über die Anfechtungen einer erregten, in ihren Grundfesten erschütterten Welt.

Jedes Kind, das in Deutschland mit vierzehn Jahren die Schule verläßt, müßte eigentlich aus dem letzten Gesang dieses wahrhaft deutschen Volksgedichtes Hermanns Bekenntnis auswendig lernen und sollte seiner immer im Leben gedenken:

Aber der Bräutigam sprach mit edler männlicher Rührung:
„Desto fester sei bei der allgemeinen Erschütterung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten und fest der schönen Güter Besitztum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Uebel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich.
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wandern hierhin und dorthin.
Dies ist unser! So laßt uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Mut und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde,
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die lebenden Eltern,
Oh, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.“

H. S.

Kleine Geschichten um den großen Dichter

Wie Schiller Goethes zukünftigen Schwager kennenlernte

In Weimar erhielt Schiller im Sommer 1782 einmal einen merkwürdigen Besuch von Vulpus, dem Verfasser des „Rinaldo Rinaldini“, dessen Schwester später Goethes Frau wurde. Schiller erzählt das selbst in einem Briefe an Körner:

„Es wird an meine Tür geklopft. ‚Herein!‘ Und herein tritt eine kleine, dünne Figur in weißem Frack und grügelber Weste, krumm und sehr gebückt. ‚Habe ich nicht das Glück,‘ sagte die Figur, ‚den Herrn Rat Schiller vor mir zu sehen?‘ ‚Der bin ich, ja.‘ ‚Ich habe gehört, daß Sie hier wären und konnte nicht umhin, den Mann zu sehen, von dessen ‚Don Carlos‘ ich eben komme.‘ ‚Gehorsamster Diener. Mit wem habe ich die Ehre?‘ ‚Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu sein. Mein Name ist Vulpus.‘ ‚Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden, bedauere nur, daß ich mich in diesem Augenblick verjagt habe und eben (zum Glück war ich angezogen) im Begriff war, auszugehen.‘ ‚Ich bitte sehr um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe.‘ Damit empfahl sich die Figur — und ich schreibe fort.“

Goethes Nachsicht

Als Goethes Bedienter Friedrich einmal zuviel getrunken hatte, brachte er am folgenden Morgen bleich und mit zitternden Knien dem Herrn das Frühstück. Goethe sagte zu ihm: „Na, na, Friedrich! Du zitterst ja wie ein armer Sünder! Setze nur das Kaffeetischchen ab, sonst läßt du es noch fallen. Nicht wahr, du glaubst, ich werde dich recht auskanken? Das tue ich nicht, du hast ja deine Strafe schon bekommen. Wie sieht es denn heute hier aus,“ fuhr er fort, sich mit dem Zeigefinger über die Stirn streichend. „Setze nur ab und gehe! Es ist abgemacht!“

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!

Goethe

Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:

„Solch ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen, Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon herein ist,

Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen, Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung. Das ist beständiges Wetter, und überreif ist das Korn schon!“

Morgen fangen wir an zu schneiden die reichliche Ernte.“ Als er so sprach, vermehrten sich immer die Scharen der Männer

Und der Weiber, die über den Markt sich nach Hause begaben;

Und so kam auch zurück mit seinen Töchtern gefahren Nach, an die andere Seite des Markts, der begüterte Nachbar

An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes, Im geöffneten Wagen (er war in Landau verfertigt). Lebhaft wurden die Gassen; denn wohl war bevölkert das Städtchen,

Mancher Fabrikant besaß man sich da und manches Gewerbes.

Und so sah das trauliche Paar, sich unter dem Torweg Über das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergötzend.

Endlich aber begann die würdige Hausfrau und sagte:

„Seht! Dort kommt der Prediger her, es kommt auch der Nachbar

Apotheker mit ihm: die sollen uns alles erzählen, Was sie draußen gesehen, und was zu schauen nicht froh macht.“

Freundlich kamen heran die beiden und grüßten das Ehepaar, Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Torweg,

Staub von den Füßen schüttelnd und Luft mit dem Tuche sich fächelnd.

Da begann denn zuerst, nach wechselseitigen Grüßen,

Der Apotheker zu sprechen und sagte, beinahe verdrücklich:

„So sind die Menschen fürwahr! Und einer ist doch wie der andre, Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befällt!

Läuft doch jeder, die Flamme zu sehn, die verderblich emporschlägt, Jeder, den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.

Jeder spaziert nun hinaus, zu schauen der guten Vertriebenen

Elend, und niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal Auch vielleicht zunächst betreffen kann oder doch künftig.

Unverzeihlich sind' ich den Leichtsinns; doch liegt er im Menschen.“

Und es sagte darauf der edle, verständige Pfarrherr —

Er, die Fierde der Stadt, ein Jüngling, näher dem Manne; Dieser kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfnis, War vom hohen Werte der heiligen Schriften durchdrungen, Die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Gesinnung;

Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften; Dieser sprach: „Ich table nicht gern, was immer dem Menschen

Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab; Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft

Solch ein glücklicher Gang, der unwiderstehlich uns leitet. Lokte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen, Sagt! Erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge

Gegeneinander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue, Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße; Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und wert macht.

In der Jugend ist ihm ein froher Gefährte der Leichtsinns,

Der die Gefahr ihm verbirgt und heilsam geschwinde die Spuren

Tilgt des schmerzlichen Übels, sobald es nur irgend vorbeizog.

Freilich ist er zu preisen, der Mann, dem in reiferen Jahren Sich der geklebte Verstand aus solchem Frohsinn entwickelt, Der im Glück wie im Unglück sich eifrig und tätig bestrebet:

Denn das Gute bringt er hervor und erseht den Schaden.“ Freundlich begann sogleich die ungeduldige Hausfrau:

„Saget uns, was Ihr gesehn! Denn das begehrt' ich zu wissen.“

„Schwerlich“, versetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck, „Werd' ich sobald mich freun nach dem, was ich alles erfahren,

Und wer erzählt es wohl, das mannigfaltigste Elend! Schon von ferne sahn wir den Staub, noch eh' wir die Wiesen

Abwärts kamen; der Zug war schon von Hügel zu Hügel Unabsehlich dahin, man konnte wenig erkennen.

Als wir nun aber den Weg, der quer durchs Tal geht, erreichten.

War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.

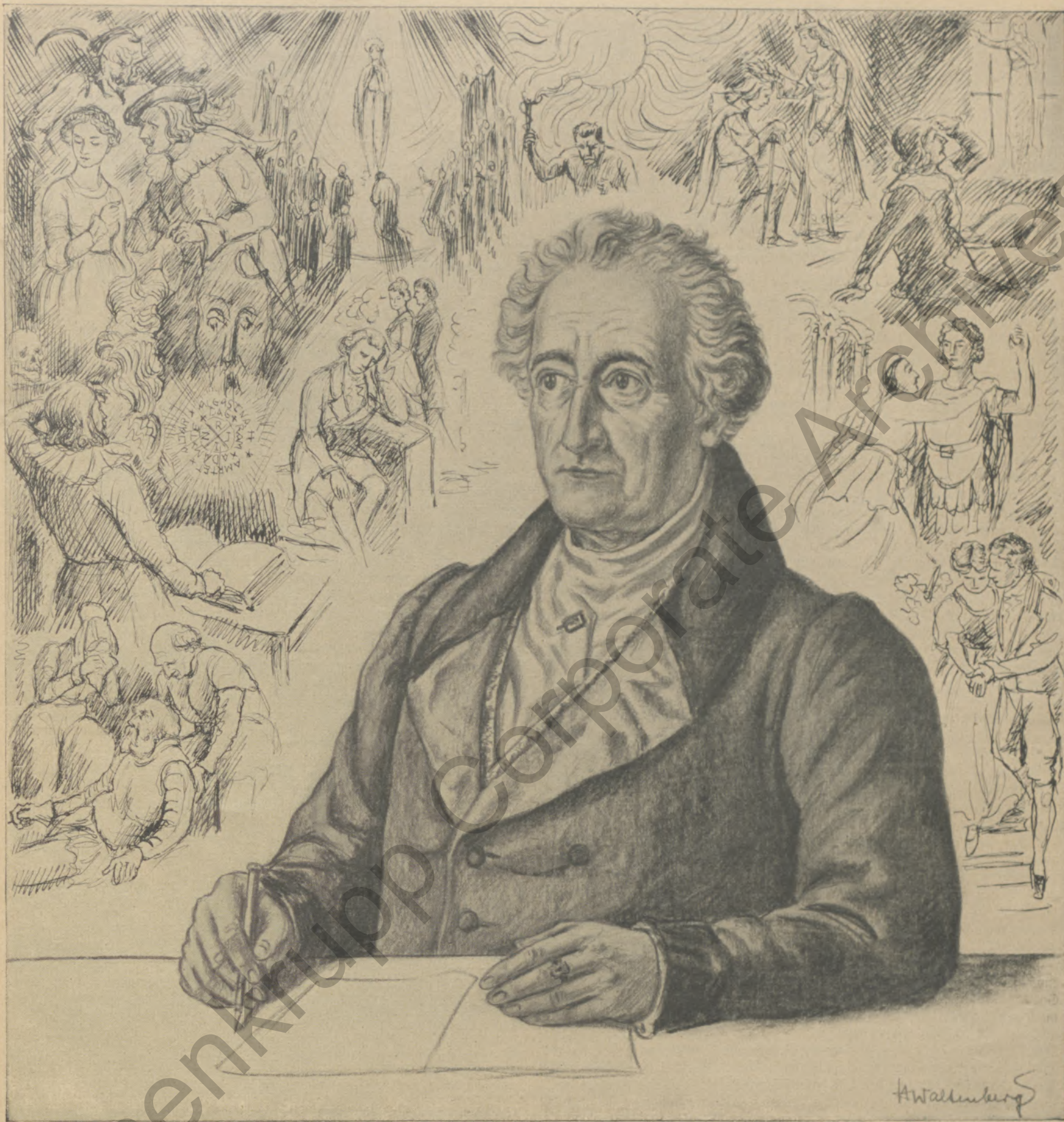
Leider sahen wir noch genug der Armen vorbeiziehn, Konnten einzeln erfahren, wie bitter die schmerzliche Flucht sei

Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens. Traurig war es zu sehn, die mannigfaltige Habe, Die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehne, und die ein Guter Wirt umher an die rechten Stellen gesetzt hat,

Immer bereit zum Gebrauche, denn alles ist nötig und nützlich, Nun zu sehen das alles, auf mancherlei Wagen und Karren Durcheinander geladen, mit Übereilung geflüchtet:

Über dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke, In dem Badtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.

(Fortsetzung folgt.)



Zurück zu Goethe!

Ein Mahnwort zu des Dichters hundertstem Todestage am 22. März

Als vor hundert Jahren Johann Wolfgang von Goethe, der in seinem Schaffen unsterbliche Genius, die Augen für immer geschlossen hatte, da leuchteten von dem Eingang der Halle her, in der die sterblichen Überreste des großen Dichters aufgebahrt waren, die Worte aus seiner epischen Dichtung „Hermann und Dorothea“, daß des Todes rührendes Bild nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen stehe. Noch manches andere Zitat aus dem reichen Schatz Goethescher Dichtung hätte wohl ebensogut an diesen Platz gepaßt —, als Wahrzeichen seiner Arbeit an seinen Werken wie an sich selbst, aber wohl am trefflichsten die Verheißung der Engel im zweiten Teil des „Faust“: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!“

Wer sich damit begnügt, sein Wissen um Goethe anlässlich des Gedenktages durch das Lesen von ein paar Zeitungsaufsätzen zu bereichern, erfährt zweifellos viel Interessantes über den großen Dichter. Vom jungen Goethe und vom alten Herrn Geheimrat wird geplaudert, vom Rechtsanwalt Goethe, der seine Klage-

schriften poetisch verbrämte, von Goethe, dem Geologen oder dem Theaterdirektor, und die Mediziner besprechen die Entdeckung des Kieferzwischenknochens beim Menschen durch Goethe, oder die Krankheit, die ihn selbst vom Leben zum Tode brachte, unter Hinzufügung des lateinischen Namens Angina pectoris = Brustbräune . . .

All das ist natürlich sehr lehrreich und sagt vielleicht hier und da selbst dem Kenner von Goethes Leben und Wirken manches Neue — aber der noch so großzügig zur Verfügung gestellte Raum einer Zeitung kann dem Leser nicht die Berechtigung der Behauptung beweisen, daß Goethes Leben ein „immer strebend sich bemühen“ gewesen sei. Dazu gehört ein tiefes und unermüdliches Versenken in das Menschentum und die Werke des Meisters, das aber auch die aufgewandte Hingabe tausendfach lohnen wird.

Das Anhören eines Vortrages über Goethe und sein Werk, ein flüchtiges oder selbst eingehenderes Studieren von Goethes Lebenslauf wird dieses wahre

Wissen um die ganze Größe des Dichters nicht gewähren können. Denn gerade dem oberflächlichen Beschauer muß das Leben Goethes keineswegs wie ein unermüdetes Streben erscheinen — er wird, von Außerlichkeiten geleitet, weit eher sein Erdenwallen als eine einzige Verkettung von Glücksständen zu betrachten versucht sein, beginnend mit der Geburt als Sohn des wohlhabenden kaiserlichen Rates, sich fortsetzend in der Ausschöpfung aller Bildungsmöglichkeiten, in den berühmten und reichen dichterischen Frucht tragenden Reisen im In- und Ausland, in einer mehr als fünfzigjährigen, geachteten Tätigkeit in Weimar, die stets frei blieb von materiellen Sorgen — um dann mit dem sanften Tod im Lehrstuhl in harmonischem Ausklang zu enden.

Was aber ein Goethe an inneren Kämpfen erlebte, durch welche Wandlungen in seiner geistigen Einstellung zu Gott, zur Welt, zu Menschen und Dingen er sich hindurchringen mußte, ehe er das Ziel dichterischer Vollendung erreicht hatte, das auch nur zu ahnen, bedarf es denn doch tieferen Eindringens in das Wesen des Mannes, dessen besonders in diesem Jahre eine ganze Welt ehrend gedenkt.

Darum — wenn wir uns jetzt an den öffentlichen Kundgebungen für einen unserer größten Geistesheroen beteiligen — vergessen wir über der lauten Feier der Stunde nicht, daß ein Goethe nicht nur gefeiert, sondern auch gelesen werden will. Millionen deutscher Volksgenossen müssen notgedrungen ohne Schaffen leben, und andere Millionen haben fast jeden Abend frei — leichter Lesestoff und oberflächliche Zerstreuung liegen im Geist der Zeit begründet —, in den Büchereien der kleinsten wie größten Orte aber warten die Sammlungen Goethescher Werke, ein unerschöpflicher Goldschatz deutschen Geistes, auf Schatzgräber und Wiederentdecker.

Wie mancher von uns möchte nicht wenigstens auf Stunden aus dem Lande der Trübsal entfliehen — die Schaleit unserer Tage gegen etwas wahrhaft Wertvolles eintauschen? Der Weg zu Goethe, das Vertrautwerden mit seinem Ringen und Kämpfen, ist auch einer der Wege, die uns wieder zur Verinnerlichung, zur Erkenntnis der wahren Güter des Lebens führen.

Ob wir den Weg zum Menschen Goethe über seine Werke oder den zu seinen Werken über Goethe nehmen, das bleibe dem einzelnen überlassen. Was der Dichter an Hohem, Großem, Schmerzlichem, an Freude und Leid, Liebe und Reue, himmelhochjauchender Seligkeit und bitterster Betrübniß erlebte, das finden wir auch in seinen Werken wieder. Aber zum besseren Verständnis der Größe seines Geistes und all dessen, was seine Seele uns an Wertvollem und Jahrhundertüberdauerndem gab, sollten wir über dem Werk nicht den Schöpfer vergessen. Erst dann werden wir erkennen, daß Goethe, trotzdem er einen Napoleon verehrte, und die Jahre, in denen Preußen sich von fremdem Joch befreite, fast eindrucklos an ihm vorübergingen, sich dennoch mit Recht als einen „Befreier der Deutschen“ bezeichnen dürfte. Ob wir dazu Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit“ als Kronzeugen in eigener Sache berufen, oder ob derjenige, dem mehr an der nüchternen Wahrheit liegt, nach einer der verschiedenen vortrefflichen Lebensbeschreibungen — eine der besten ist noch heute die von Dr. Albert Bielschowsky — greift, immer werden wir in ihnen das gewaltige Ringen des Dichters mit seinem Stoff, des Gelehrten mit der Wissenschaft, des Menschen um sein eigenes Ich, um sein Verhältnis zu Gott und Natur und nicht zuletzt der „zwei Seelen in seiner Brust“ wiederfinden.

Aber auch wer den umgekehrten Weg wählt, wird zum Ziele der Erkenntnis gelangen, daß Goethes Ringen und Schaffen auch unserer Generation — genau wie den vergangenen und nach uns kommenden —, sehr, sehr vieles zu sagen hat. Mag uns auch z. B. der Briefroman „Die Leiden des jungen Werther“, den Goethe als „Generalbeichte, nach der er sich wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt fühle“, bezeichnete, heute als weichlich in der Überempfindlichkeit seines Helden erscheinen, so darf nicht vergessen werden, daß Goethe selbst im Motto zu männlichem Widerstande gegen die verderbliche Übermacht des Gefühls auffordert. Dieser Roman war aber nicht nur Generalbeichte, sondern auch Ausdruck einer in den Verhältnissen begründeten, grenzenlosen Vereinsamung des Dichters, einer grauenvollen Ode, von der er selbst sagt: „Meine arme Existenz erstarrt zum Eis —“ und: „Ich wandere in Wüsten, da keine Wasser sind...“ Wertet man den Roman als Produkt einer Zeit, in der ätherische Damen ihr Grab und einen Thron im Garten hatten und ein Schäfchen, das mit ihnen aß und trank, die Fest- und Fasttage bei Ankunft und Abschied ihrer Freunde feierten und sich in ähnlichen Empfindsamkeiten verloren, dann muß man sich erst recht darüber wundern, daß dieses von Napoleon nicht weniger als siebenmal gelesene Werk doch noch so viel des Lebenswarmen und Lebenswahren enthält.

Der „Werther“ ist aber nicht nur Ausdruck von Goethes Ringen als Mensch — auch den Dichter zeigt er als Suchenden, wenn man damit den im Jahr vorher erschienenen und mit so großem Beifall aufgenommenen „Götz von Berlichingen“ vergleicht, den an bedeutenden Zeitgenossen eigentlich nur Lessing und Friedrich II., der große Preußentönig, abgelehnt hatten. Hier der kraftvolle Ritter mit der eisernen Hand, in einer Verarbeitung, in der — wie der Dichter Bürger schrieb — der Verfasser „edel und frei wie sein Held den elenden Regelfoder unter die Füße tritt“, ein Stück, von dem Herder schrieb, es sei „ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin“, dort in wiederum untadeligem Stil ein des Welt Schmerzes volles Symbol der empfindsamen Zeit.

Aber — noch ist der Dichter von dem Beifall umrauscht, den ihm diese vollkommen verschiedenartigen Schilderungen von Einzelschicksalen eintrugen, da beginnt bereits sein „immer strebendes Bemühen“, einen weit gewaltigeren Stoff zu meistern — da entstehen bereits die meisten Szenen vom ersten Teil des „Faust“, dem gewaltigen Werk, das man nicht mit Unrecht die Bibel der Deutschen nennt. Mehr als dreißig Jahre währte das Ringen des Dichters um diesen Stoff und um die Form, in die er gegossen werden sollte, vor allem aber um den Geist des gewaltigen Werkes, dessen erster Teil im Jahre 1774 begonnen und erst 1808 veröffentlicht wurde. Kein geringerer als Schiller war es, auf dessen Drängen Goethe die Arbeit an dieser überragenden Dichtung wieder aufnahm, die dann aus

dem Schicksal des Einzelmenschen zum Bilde des Schicksals der ganzen, aus dem „verfluchten dumpfen Mauerloch“ der Verzweiflung und Unzufriedenheit durch mancherlei Wirrnisse und Irrungen zur Vollendung ringenden Menschheit wurde. Hier offenbart sich am deutlichsten Goethes Übergang von der Behandlung des einzelnen zur Idee, zu der Auffassung des Weltgeschehens als Ganzes, von der Realistik zur Symbolik. Und auch diese Umstellung, die auch wieder mit einer Änderung der Dichtform verbunden war, mag dem Dichter manchen schweren inneren Kampf gekostet haben, obgleich sie durch Schiller eifrig gefördert wurde.

Welches Werk des großen Toten wir auch immer aufschlagen, die an poetischen Schönheiten und tiefer Empfindung reichen Entwürfe „Mahomet“ und „Prometheus“, die „Iphigenie“, den „Torquato Tasso“ oder „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, in denen sich Goethe des Dichterfreundes Auffassung von harmonischer Ausbildung des einzelnen zu eigen macht — überall spüren wir entweder in den Personen selbst oder in dem, was sie sagen, das Suchen und Sehnen, den Kampf mit Leidenschaft, Verzweiflung und Menschsein, dieses Umformen eigenen Empfindens und Leidens in Dichtung, die Goethe im „Tasso“ bekennt: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide!“

Gewiß waren die geistige und körperliche Vollkommenheit, die den Großen auszeichnete, dem Manne, dem gleichermaßen ein „Faust“ wie ein „Reineke Fuchs“ gelang, wertvolle Hilfskräfte im Ringen des Geistes — die Vielseitigkeit seiner poetischen, wissenschaftlichen und praktischen Interessen war ihm aber doch nur dadurch möglich, daß er sich voll und ganz mit seiner Persönlichkeit, mit seinem ganzen reichen Willen und Können auf sie einstellte, und nur sein ewig ringender Drang nach besserer Erkenntnis, sein „immer strebend sich bemühen“ um Vervollkommenung des inneren Menschen konnte ihn auf fast allen Gebieten zum Erfolg führen.

Unererschöpflich ist der Gehalt seiner Werke, unererschöpflich der Born, aus dem die reichen Gedanken quollen, deren Ewigkeitswert wir würdigen, deren Gegenwartswert wir aber dadurch anerkennen sollen, daß wir sie uns zu eigen machen, daß wir im Dichter das Werk und im Werk den Dichter und sein gerade unserer Zeit notwendiges vorbildliches lebenslanges Ringen um Wahrheit und Erkenntnis auf allen Gebieten erkennen.

Gewiß: Wir haben heute „keine Zeit“ mehr für den Geist, „keine Zeit“ zum Versenken in gehaltvolle Dichtung — wir haben entweder wegen der fehlenden oder wegen der übergroßen Arbeit „keine Stimmung“, unserem Geist auch nur ähnlich sorgfältige Pflege angedeihen zu lassen, wie wir sie im letzten Jahrzehnt unserem Körper zuteil werden ließen. „Zerstreuung“ um jeden Preis müssen wir haben — zur „Ablenkung von der Arbeit — jener Arbeit, von der ein Goethe sagte:

„Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt das Leben. Elender ist nichts, als der behagliche Mensch ohne Arbeit; die schönste der Gaben wird ihm ekel!“

Ein Gleichnis

Erzählt nach dem Indischen von J. Hoffacker

Es war einmal ein großer und mächtiger indischer Mogul, der allgemein als reichster Landesfürst des herrlichen indischen Reiches galt. Er hatte viele Millionen braver Untertanen, die ihm treu ergeben waren und seine Schätze immer noch mehr vermehren halfen.

Der Mogul liebte sehr gute Speise und guten Trank, davon er so viel genoß, daß seine leibliche Fülle unaussprechlich ward. Infolge dieses schrecklichen Zustandes konnte er sich nur sehr mühsam fortbewegen. Er litt unter Atemnot, Mattigkeit und vielen anderen körperlichen Beschwerden. Die Folge davon war, daß er nur widerwillig seinen Pflichten als Landesherr nachkam. In dieser großen Not rief er alle tüchtigen Ärzte seines großen Reiches auf und bat diese, daß sie ihm helfen möchten. Die Ärzte mußten bald einsehen, daß alle ihre Künste fehlschlügen. Sie griffen zu einem letzten Mittel und verlangten von dem Mogul, daß er dreißig Tage nur Wasser und Brot essen solle und daß er in Zukunft oft fasten müsse. Aber davon wollte der Mogul nichts wissen, worauf ihm die Ärzte ein baldiges Lebensende vorher sagten.

Zadio, ein echter Sohn des Volkes, der die Natur über alles liebte und der in strenger Zucht und natürlicher Lebenspflege großgezogen wurde, hörte von der großen Not des Landesherrn. Der Mogul stand bei seinem Volke in hohem Ansehen, da er weise und gut war. Auch Zadio liebte den Fürsten und war ihm treu ergeben. Aus diesem Grunde beschloß er, den Mogul aufzusuchen und ihm seine Hilfe anbieten. Zadio war sehr arm, und er mußte vierzig Tagesmärsche zurücklegen, um den Palast des Moguls zu erreichen. Der Weg war mühsam und führte oft durch Gebiete, in denen furchtbare wilde Tiere lebten. Aber Zadio war schneller als die Löwen und Tiger, er war schneller und stärker als die Schakale der Wüste. Nach vierzig Tagen erreichte er endlich den Palast des Fürsten, die Strapazen der langen Reise hatten ihn aber nicht ermüdet, weil er Tag für Tag nur eine bestimmte Strecke gelaufen war. Der Mogul empfing Zadio, dessen Liebe und Treue ihn rührte. Doch zweifelte er daran, daß er ihm helfen könne, wo doch keine ärztliche Kunst ihm Rettung bringen konnte. Zadio war aber von der Wirksamkeit seines Mittels so überzeugt, daß er sogleich begann und sprach: „Oh, edler Landesfürst! Ich hörte von Eurer Not und habe vierzig Tagesmärsche zurückgelegt, um Euch meine Hilfe anzubieten. Meine Ahnen haben mir ein geheimnisvolles, uraltes Mittel anvertraut. In Schiras wurde es in feinstem Rosenkaffee gekocht — ein Basilist. Wenn Ihr mir nur einige Zeit gehorsam sein wollt und alles tun wolle, was ich von Euch verlange, so schwöre ich, daß ich Euch wieder gesund machen werde. Als Lohn dafür sollt Ihr mir nur eine bescheidene Bitte gewähren.“ Der Mogul schöpfte Hoffnung, da Zadio so überzeugt sprach, und er versprach, alles zu tun, was Zadio verlange, und auch seine Bitte wolle er ihm gern erfüllen. Und Zadio antwortete: „Werde ich Euch gesund machen, so gewähret Ihr mir Zaire, mißlingt mir dies aber, so will ich fortan Euer Sklave sein und Euch dienen bis an mein Lebensende.“ Und Zadio zeigte weit ausholend einen Ball indem er sprach: „Hier in diese Lederhülle schloß ich das Tier ein, damit es durch die Poren in Euch dringe.“ Und er begann mit aller Kraft dem Mogul den Ball zuzuworfen, der ihn, aufs heftigste erschroden, auffing. Und wieder warf Zadio den Ball; und hin und her und hoch und tief flog er. Auf Wurf und Griff folgte Sprung um Sprung. Und immer schneller warf Zadio den Ball und immer schneller mußte der Fürst ihn ertappen. Zadio war unerbittlich, obgleich er sah, daß des Moguls Kräfte nachließen und er umzukommen drohte. Seine Brust leuchtete und stöhnte und drohte zu bersten. In

Strömen rann ihm der Schweiß vom ganzen Körper. Aber Radio blieb unbeteiligt. Am nächsten Tage mußte der Mogul wieder daselbe tun. Und viele, viele Tage folgten noch, und siehe da, Radios Mittel begann zu wirken. Dem Mogul wurde es ganz leicht und seine Sprünge wurden immer schneller und immer weiter und immer mehr warf er den Ball. Seine Brust leuchtete und stöhnte nicht mehr und seine körperlichen Beschwerden waren schon lange gewichen. Er konnte gut und viel essen, aber sein Leib wurde nicht mehr dick. Statt dessen wurde er muskulös und ausdauernd. Aus der unförmigen Fettmasse wurde ein jehniger und schlanker Körper. Er war jetzt nicht nur weise und gut, sondern auch schön, so daß er weit und breit als der schönste Landesfürst galt.

Der Mogul war entzückt von dem mächtigen Zaubermittel Radios. Radio aber sprach: „Oh, mächtiger, großer Herr! Der Ball ist leer und der Basilist ist ein Trugbild. Vergebens werdet Ihr den Stein der Weisen suchen. Was Euch Rettung und Heilung brachte, war der Sport, der Sprung Eures Körpers und das Spiel Eurer Muskeln.“ „Gut, mein Sohn“, sprach der Fürst; „ich will fortan dem herrlichen Sporte treu bleiben und ihn durch dich und mich fördern und verbreiten.“ Der Mogul beschenkte Radio reichlich und sorgte dafür, daß Zaire seine glückliche Frau wurde.

Von nun an ging der Mogul freudig und mit viel größerem Geschick als vorher seinen Pflichten nach und starb erst fünfzig Jahre später, als ihm seine Letzte das Lebensende vorausgesagt hatten.

Drinnen und Draußen

Ostern

Der Frühling hielt Einzug in das Land,
Schmückte mit Blüten sein Festgewand;
„Ostern“, „Ostern“, kannst du's verstehen?
Erde feiert ihr Auferstehn!

Schneeglöckchen läutet leise, ganz leise
die wundersame Frühlingsweise:
„Ostern“, „Ostern“, wie klingt es so schön,
Blümlein wollen auferstehn!

Es knackt in den Zweigen, wo Knospen
springen,
Böglein schon muntere Lieder singen:
„Ostern“, „Ostern“, mußt um dich sehn,
Die Natur wird auferstehn!

Menschenherzen, in Sehnsucht bang,
Klingt nicht ein leiser Hoffnungsklang?
„Ostern“, „Ostern“, mußt in dich gehn,
Menschenlieb' feiert Auferstehn!

Marie Kehler

Aus dem Reich der Frau

Die geplagten Osterhasen

Eine Ostergeschichte, von der Mutter braven Kindern zu erzählen



„Ach!“ seufzte Weichohr Flinkfuß, der Osterhase, und warf sich müde auf sein Moosbett. „Ich habe heute einen schrecklich schweren Tag gehabt und fast nichts erreicht! Hastest du Erfolg, Samtfellchen?“

Samtfellchen Flinkfuß, geborene Weißschwänzchen, die Frau Oberhäsin, schüttelte den Kopf, daß die Ohren nur so umherflogen. „Nein, Weichohr, die Hühner und vor allen Dingen die Hähne in den Höfen sind jetzt so unverkämmt frech! Sie tun, als ob es nicht unser uraltes, angestammtes Recht wäre, die

Ostereier für die Kinder von ihnen einzufordern, sondern als ob es eine ganz persönliche Gefälligkeit von ihnen sei, wenn sie überhaupt ein paar Eier für mich übrig hätten!“

„Genau so geht es mir!“ schalt Weichohr. „Einfach unerhört ist es, wie das Hühnergefinde sich jetzt benimmt. Früher brauchte man bloß in zwei, drei Höfe zu gehen, da hatte man gleich einen Berg Eier zusammen. Jeder rechnete es sich zur Ehre. Heute muß man wer weiß wieviel laufen und bitten — und unhöflich sind sie gegen unsereins! Du hättest bloß hören sollen, wie Stolzschweif, der Bürgermeisterhahn, sich heute benommen hat. Mit Verachtung hat er mich angeschaut und mich böse angefahren, als ich von seinen Heinen Eier haben wollte!“

Dicke Tränen rannen aus Weichohrs traurigen Augen auf sein braunes Fellchen, und seine Frau schluchzte in gemeinsam geteiltem Schmerz mit: „Ja — wenn so ein buntes Federvieh dasteht, einen dick und aufgebläht anseht und zu schimpfen anfängt, kommt man sich ganz klein und jämmerlich vor und möchte am liebsten in die Erde kriechen, wenn man auch zehnmal im Recht ist.“

Schüchtern und zaghaft sind wir Hasen ja alle — aber gut für unseren hohen Beruf ist das nicht!“

„Ach, wenn doch alle so wären wie Krakefuß, die alte weiße Henne vom Pfarrhof“, rief Weichohr. „Sie ist noch vom alten guten Geschlecht. All ihre Eier will sie uns geben, und keinen Hahn auf dem Hofe läßt sie ausfallen werden. Sie selber hat das Wort, und keines kommt gegen sie auf!“

„Ja, sie ist eine ganz famose Frau“, meinte Samtfellchen. „Aber wie selten wird uns sonst etwas wirklich gerne und aufrichtig gegeben. Nicht mal das Moos für die Eierkörbchen! Die dicke Buche ist auch so ohne jede Rücksicht und Einsicht. Ich habe schon ordentlich Angst vor ihr — und unter ihr wächst doch das allerhöflichste, weichste Moos im ganzen Walde. Auch wenn ich mich ganz leise hinschleiche, merkt sie es und fängt ein schredliches Gezeter an, weil sie es nicht dulden will, daß ihr Fußteppich Löcher bekommt. Sie sagt, sie hätte schon ohnedies die Füße kalt genug.“

„Es ist nur gut“, sagte Weichohr, „daß wir die Farben zum Bemalen schon haben! Was sind wir im Frühling und Herbst aber auch arg danach gerannt! Wieviel Blumen haben wir bitten müssen, uns Blütenblättchen zu schenken, bis wir genug Farbe gekocht hatten. Lila von den Veilchen und den Glockenblumen, Blau von Vergißmeinnicht und Kornblumen, Rosa von den Hedenrosen, schönes knalliges Rot vom Mohn und Grün von den Grashalmen!“

„Das Sammeln und Kochen hat nicht wenig Mühe gemacht!“ rief darauf Samtfellchen. „Ach, es ist schon ein schwieriges Leben für uns Osterhasen! Das einzig Gute ist, daß es nun endlich wieder zum Frühling geht, das läßt einen all den Mergel und die Mühe leichter ertragen. Man weiß jetzt, man kriegt nun bald wieder täglich satt zu essen und braucht nicht mehr so unbarmherzig zu frieren. Nun dürfen auch wir uns so recht inniglich freuen und mit den Menschen einstimmen in den frohen, seligen Wunsch: Vergnügte Osterfeiertage!“

Bereinsnachrichten

Berein für Leibesübungen „Hüttenbetrieb“

Schwimmabteilung

Im kühlen Wasser schwimmen, baden,
Bringt jedem Nutzen, keinem Schaden.

Da wir für unsere Schwimmabteilung vorläufig keinen eigenen Schwimmabend erhalten können, nehmen wir an den Übungsstunden der Schwimmabteilung Hütte Ruhrort-Weiderich teil, und zwar jeden Donnerstag von 20.15 bis 21.30 Uhr.

Erstmalig war unsere Schwimmabteilung am letzten Donnerstag in der Ruhrorter Badeanstalt erschienen. Die Beteiligung war sehr gut. Hoffentlich bleibt dies auch in Zukunft so, denn das Schwimmen als beste gesundheitliche Leibesübung ist für jeden eine Lebensnotwendigkeit.

Gleich am ersten Abend tummelte sich alles fleißig im Wasser. Eine Freude war es, zu sehen, wie eifrig die einzelnen beim Stafettenschwimmen dabei waren. Auch für den Rettungskursus zeigte sich sofort großes Interesse und für das anschließende Wasserballspiel bestand größte Begeisterung. Ergötzlich war es, zu sehen, wie sich mancher dabei im Wasser benahm — man denke nur an den Torwart.

Auch Nichtschwimmer hatten sich eingefunden. Recht so, denn für Nichtschwimmer bietet sich hier eine gute Gelegenheit, das Schwimmen zu erlernen. Eins aber möchte ich den Nichtschwimmern zurufen: „Durchhalten und stets Neben!“ Nur dadurch erreicht man das gesteckte Ziel. Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen, und an einem Abend erlernt man auch das Schwimmen nicht. Darum nochmals: „Durchhalten“, und der Erfolg wird sich von selbst einstellen. —

Mögen viele den großen Wert des Schwimmens erkennen und die gute Sache fördern helfen durch ihren Beitritt zur Schwimmabteilung des VfL Hüttenbetrieb.

R. Willems

Werksallerlei

Unsere Jubilare

Der Hochofenarbeiter Michael Chodzjak stand am 5. März 1932 fünfundsiebenzig Jahre bei uns in Arbeit. Geboren am 26. November 1876 zu Darnowo, Kreis Kosten, war er bis zur Militärzeit in seiner Heimat in landwirtschaftlichen Betrieben beschäftigt. Am 5. März 1907 trat er in unsere Dienste und war nacheinander achtzehn Jahre als Eisenverlader, zwei Jahre als Plakarbeiter und ist heute im Erzlager beschäftigt.



Obermeister Leefen beging am 11. März sein fünfundsiebenzigjähriges Dienstjubiläum. Herr Leefen ist am 10. September 1878 zu Friemersheim geboren und war nach seiner Schulzeit zunächst bei Krupp beschäftigt, bis er zum Militär eingezogen wurde. Er war dann bis 1904 bei Rheinstahl, bis 1907 wieder bei Krupp, Rheinhafen, tätig und trat dann als Oberstschmelzer in unsere Dienste. Die Werksleitung ernannte ihn im Jahre 1904 zum Meister und später zum Obermeister im Hochofenschmelzbetrieb.



Am 12. März war Meister Fischel fünfundsiebenzig Jahre bei uns tätig. Er ist am 19. September 1883 in Weiderich geboren. Auf der Zeche Graf Moltke, Schacht 3/4 in Gladbeck, erlernte er das Schlosserhandwerk und war nach Beendigung seiner Lehre für kurze Zeit bei einem Privatmeister beschäftigt. Anschließend erlernte er auch bei der Vereinigte Gladbeck das Elektrofach und ging später als Elektriker zur F. W. S. nach Mülheim. Er kam am 12. März 1907 als Monteur in unsere Dienste, wurde bald Vorarbeiter und im Jahre 1914 Werkmeister. Herr Fischel ist seit Jahren als Elektromeister im Gießereibetrieb tätig.

Den Jubilaren unsere herzlichsten Glückwünsche!

Familiennachrichten

Geburten:

Ein Sohn:
Kernmacher Johann Hagen, am 4. 2. 32; Walzendreher Ernst Grakhoff, am 1. 3. 32.

Eine Tochter:
Pfortner Wilhelm Kohlhöfer, am 12. 2. 32; Plakarbeiter Josef Grzybowski, am 21. 2. 32.

Sterbefälle:

Frau Hotenauve, am 25. 2. 32.

„Der Hüttenbetrieb“ erscheint jeden zweiten Sonnabend und kommt an Werksangehörige kostenlos zur Verteilung. — Nachdruck aus dem Inhalt nur unter Quellenangabe und nach vorheriger Einholung der Genehmigung der Hauptschriftleitung gestattet. — Zuschriften und „Kleine Anzeigen“, deren Aufnahme für Werksangehörige kostenlos erfolgt, sind mit der Aufschrift „Für die Arbeitszeitung“ bei den Stellen abzugeben, durch die die Verteilung der Zeitung erfolgt. — Druck und Verlag: Hütte und Schacht (Industrie-Verlag u. Druckerei Akt.-Ges.), Düsseldorf, Schließbach 10 043. — Preßgesetzlich verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: P. Rud. Fischer, Düsseldorf.